

Internationaler Frauentag

Frauen zwischen zwei Welten

Migrantinnen berichten über ihr Schicksal und ihre Erfahrungen

VON DANI SCHUMACHER

Ihre Schicksale sind grundverschieden. Einzige Gemeinsamkeit: Sie haben ihre Heimat verlassen, teils freiwillig, teils unter Zwang. Nun sind sie in Luxemburg und hoffen auf ein besseres Leben. Sieben Frauen berichten über Flucht, Asyl und Migration.

Zineta lässt sich nicht unterkriegen. Seit 2002 lebt sie nun schon ohne Papiere in Luxemburg. Als sie vor fünf Jahren den Bescheid bekam, dass ihr Asylantrag abgelehnt worden sei, war das zunächst wie ein Schlag ins Gesicht: „Ich habe mich damals richtig mies gefühlt, ich wusste nicht, was ich tun sollte.“

Zwei Jahre zuvor war sie vor dem Krieg aus Serbien geflohen. Angesichts der Bombardierungen und der Verwüstungen sah sie in ihrer Heimat keine Zukunft mehr für sich. Sie machte sich allein auf den Weg und ließ ihre Familie zurück: „Ich musste einfach raus. Serbien war zu dem Zeitpunkt einfach ein schwarzes Loch. Ich wollte etwas aus meinem Leben machen“, berichtet die ehemalige Angestellte einer Touristik-Agentur.

Nach Luxemburg kam sie eher zufällig: „Ich wusste nur, dass es eine relativ große jugoslawische Gemeinschaft in Luxemburg gab.“ Bekannte oder Verwandte hatte sie nicht. Hinzu kamen die Sprachprobleme. Als sie mit ihrem kleinen Koffer in Luxemburg eintraf, sprach sie nur Serbisch und Russisch. Mittlerweile hat sie Sprachkurse belegt und spricht einwandfrei Französisch.

„Ich bin doch keine Kriminelle“

Die gesamte Asylprozedur empfindet Zineta als demütigend: „Als ich damals beim Justizministerium meinen Asylantrag einreichte, kam ich mir vor wie eine Kriminelle.“ Auch der Aufenthalt im Asylbewerberheim ist kein Zuckerschlecken. Auf engem Raum zusammengedrängt, bleibt kaum Raum für die Privatsphäre, immer wieder kommt es zu Konflikten. Außerdem sieht sich Zineta zur Untätigkeit verdammt, da das damals gültige Gesetz den Asylbewerbern kein Recht auf Arbeit einräumte. Um etwas unabhängiger zu sein, sucht sich die junge Frau einen Job, schwarz versteht sich. Die Arbeit hilft gegen die Langeweile, aber auch gegen die Ungewissheit und den dadurch bedingten Stress, die sie krank machen.

Als sie erfährt, dass ihr Asylantrag endgültig abgelehnt wurde, ist dies zwar ein Schock. Gleichzeitig empfindet die junge Frau die Ablehnung aber als Befreiung. Endlich ist sie nicht mehr abhängig von den staatlichen Stellen.

Der nächste Schock kommt, als sie erfährt, dass sie abgeschoben werden soll. Was sie genau tun soll, weiß sie nicht, nur dass sie nicht zurück nach Serbien will, das weiß sie ganz genau: „Wenn ich zurück nach Serbien gehe, dann ist alles verloren.“ Als die Beamten dann mit der Polizei drohen, verlässt sie Hals über Kopf das Asyl-

bewerberheim. Zusammen mit einer Freundin, die eine ähnliche Odyssee hinter sich hat, sucht sich Zineta ein kleines Appartement. Ihr Geld verdient sie sich als Putzfrau und als Babysitterin. Problematisch wird es nur, wenn sie krank wird. Sie hat Angst, zum Arzt zu gehen.

Überhaupt hat Zineta viel Angst, seit sie ohne Papiere lebt. Wenn ein Polizeibeamter vorübergeht, zum Beispiel. Die reale physische Angst vor dem Krieg in Serbien ist einer diffusen, omnipräsenten Angst im sicheren Luxemburg gewichen.

Und trotzdem. Zineta zieht eine positive Bilanz: „Ich bin viel stärker geworden. Vor meiner Flucht hätte ich nie geglaubt, dass ich das alles aushalten kann.“ Auf die Frage, ob sich das Ganze gelohnt hat, bleibt die junge Frau indes die Antwort schuldig. Jetzt hofft sie nur noch, dass sie irgendwann von einer Regularisierungsmaßnahme profitieren kann.

Soweit denkt Azar noch nicht. Die Iranerin kämpft derzeit noch zusammen mit ihrem Mann um die Anerkennung als Flüchtling. Im Oktober 2004 kam das Ehepaar zusammen mit der kleinen Tochter nach Luxemburg. Den Iran musste Azar verlassen, nachdem ihr Mann wegen seines politischen Engagements verhaftet und gefoltert worden war. Die Flucht war abenteuerlich. Teils zu Fuß, teils reitend verlassen sie den Iran Richtung Türkei, von dort geht es auf dem Lastwagen weiter. Eigentlich wollten sie nach Großbritannien. In Luxemburg war die Flucht allerdings vorzeitig zu Ende, als sie von der Polizei aufgegriffen wurden.

Die Asylprozedur sollte sich als wesentlich komplizierter herausstellen, als die beiden zunächst angenommen hatten. Als Folteropfer hoffte Azars Mann auf politisches Asyl. Doch so einfach war die Angelegenheit dann doch nicht. Obwohl mittlerweile fünf Ärzte in Luxemburg attestiert haben, dass die Verletzungen mit allergrößter Wahrscheinlichkeit auf Misshandlungen zurückzuführen sind, ließ sich das Immigrationsministerium bislang nicht überzeugen. Mit den offiziellen Dokumenten stimme etwas nicht, heißt es. Im ersten und zweiten Anlauf wurde der Asylantrag abgelehnt, den dritten und endgültigen Bescheid erwartet das Ehepaar für Ende März, Anfang April. Azar und ihr Mann können die Entscheidung nicht nachvollziehen und verstehen nicht, wieso sie kein Asyl bekommen. Was passieren wird, wenn das Gesuch definitiv abgelehnt wird, daran wagen sie nicht zu denken. Dann bleibt als allerletzte Hoffnung nur noch das Bleiberecht.

Ihre Situation ist so schon desolat genug. Die junge Familie mit ihren zwei kleinen Kindern – Sam wurde hier in Luxemburg geboren – hockt in einem Asylbewerberheim auf einem kleinen Zimmer. Immer wieder kommt es mit den Nachbarn zu Reibereien. Etwa wenn der kleine Sam quengelt. Die



Ende gut, alles gut: Sandrine Gashonga musste aus Ruanda fliehen und hat in Luxemburg eine neue Heimat gefunden. Nachdem sie als Flüchtling anerkannt wurde, wartet sie nun auf den luxemburgischen Pass. (FOTO: MARC WILWERT)

„Ich bin stärker geworden. Vor meiner Flucht hätte ich nie geglaubt, dass ich das alles aushalten kann.“

ZINETA

Nerven liegen bei allen blank. Die Ungewissheit setzt Azar und ihrem Mann immer mehr zu. Sie ist nervös und deprimiert, wird krank. Das einst üppige Haar der Iranerin fällt aus, wird dünn: „Das ist der ständige Stress“, erklärt die junge Frau. Arbeit finden sie und ihr Mann nicht, auch wenn das neue Asylgesetz dieses Recht mittlerweile vorsieht.

Lediglich Assal, die fünfjährige Tochter, scheint unbekümmert inmitten der Trostlosigkeit: Im Kindergarten sei es toll, erklärt die Kleine in perfektem Luxemburgisch. Bei Bedarf kann sie dolmetschen, denn ihre Eltern tun sich nach wie vor etwas schwer mit der Sprache. Als Mutter von zwei kleinen Kindern gelang es Azar bislang nicht, einen Sprachkurs zu besuchen. Dennoch klappt es mit dem Französischen einigermaßen gut, eine Freundin aus Luxemburg und der Fernseher sind ihre Lehrer.

Schwanger auf der Flucht

Die Ungewissheit setzt auch Blessing aus Liberia zu. Auch sie hat bereits zwei negative Bescheide zu ihrem Asylantrag erhalten und wartet nun auf die dritte und letzte Chance. Im Juli 2004 hatte sie nach einer abenteuerlichen Flucht aus ihrer Heimat Asyl beantragt.

Im jahrelangen Bürgerkrieg in Liberia waren Blessing und ihre Familie zwischen die Fronten geraten. Die Tatsache, dass sie Christen sind, hatte ihre Lage

nicht gerade vereinfacht. Ihr Vater und ihre Mutter wurden misshandelt und umgebracht, sie selbst wurde mehrfach von marodierenden Rebellen vergewaltigt. Blessing musste fliehen, ihr Leben war in Gefahr.

Amerikaner brachten sie zunächst außer Landes. Erster Stopp war die Elfenbeinküste. Zusammen mit anderen Flüchtlingen brach sie über das Meer in eine ungewisse Zukunft auf. Nach einem längeren Zwischenstopp erreichte sie schließlich Spanien: „Ich wusste nicht wohin die Reise ging. Erst bei unserer Ankunft sagte man mir, ich sei in Spanien.“

Als sei die abenteuerliche Flucht aus dem vom Bürgerkrieg geschüttelten Land nicht schon genug, stellte die heute 20-Jährige unterwegs fest, dass sie schwanger war. Fluchthelfer in Spanien rieten der jungen Frau, nach Luxemburg weiterzureisen. Dort habe ein Asylantrag mehr Aussicht auf Erfolg, erzählte man ihr und setzte sie in den Zug. Auf dem Bahnhof in Luxemburg angekommen, wandte sie sich an den ersten Polizeibeamten, den sie sah, und erklärte ihm, dass sie Asyl beantragen wolle. Insgesamt war sie fast ein Jahr auf der Flucht gewesen.

„Luxemburg ist ein gutes Land“, sagt Blessing, „hier bin ich sicher, hier trachtet mir niemand mehr nach dem Leben.“ Ihre afrikanische Heimat ist für sie nur noch ein böser Albtraum. Europa erscheint ihr wie der sichere Hafen. Hier kam auch ihr kleiner Sohn Sean zur Welt, der in einer besseren Welt aufwachsen soll, hofft sie.

Dass die Asylprozedur sich so mühsam gestaltet, kann Blessing nicht verstehen. Dass sie nachweisen soll, dass sie vergewaltigt wurde, auch nicht. Ein ganzes Land versinkt in Chaos und Anarchie und sie soll ein offizielles Dokument vorlegen!

Falls sie als Flüchtling anerkannt wird, hat Blessing einen ganz großen Wunsch: Sie will end-

lich zur Schule gehen und einen ordentlichen Beruf erlernen. In ihrer Heimat fiel ihre Ausbildung dem Bürgerkrieg zum Opfer, lediglich die Primärschule konnte sie besuchen.

Einen ersten Hoffnungsschimmer gibt es: Blessing gehört zu den wenigen Asylbewerbern, die derzeit arbeiten dürfen. Im Rahmen des Projekts Go4Lunch, das nach dem Inkrafttreten des neuen Asylgesetzes von der Asti ins Leben gerufen wurde, bereitet sie seit verganginem Monat Sandwiches und Salate zu. „Dass ich arbeiten darf, ist toll. Endlich habe ich etwas zu tun und hocke nicht mehr die ganze Zeit auf meinem Zimmer im Asylbewerberheim und grübele über meine Zukunft nach“, resümiert Blessing ihre Erfahrungen bei dem Catering-Projekt.

Ein normales Leben anfangen

Ein gutes Ende nahm die Flucht von Sandrine Gashonga. 1995 musste sie mit ihrer Familie ihre Heimat Ruanda verlassen, als die blutigen Unruhen zwischen Hutu und Tutsi das afrikanische Land erschütterten. Ihre Mutter ist halbe Tutsi, ihr Vater Hutu, dazu noch politisch engagiert. Das Viertel in der Hauptstadt Kigali, in dem sie wohnen, gilt als extremistisch. Die Familie muss weg, wenn sie nicht getötet werden will.

Mit Hilfe des Roten Kreuzes gelingt zunächst die Flucht in das „Hôtel Mille Collines“, in dem die Uno damals ihr Hauptquartier hatte. Als die Rebellen Kigali erobern, muss die Familie erneut fliehen. Die Blauhelme bringen sie ins Nachbarland Uganda, wo sie in einem Flüchtlingslager unterkommen. Auf der Flucht wird die Familie getrennt. Die Mutter und die sechs Kinder schaffen es bis in die Hauptstadt Kampala, von dem Vater fehlt seither jede Spur: „Trotz intensiver Suche haben wir keine Spur von meinem Vater gefunden.“

► Die Ungewissheit nagt, wir können nicht einmal trauern“, berichtet Sandrine Gashonga.

Eine Tante, die in Italien lebt, kommt der Familie schließlich zu Hilfe. Sie schickt die rettenden Flugtickets. Einmal in Italien angekommen, beantragt die Familie Gashonga Asyl. Nach einem Jahr erhalten sie das Flüchtlingsstatut.

Da sich die Sprachbarriere vor allem für die Kinder, die mitten in der Ausbildung stecken, als schwierig erweist, beschließt die Familie erneut einen Ortswechsel. Da alle französisch beherrschen, siedelt Sandrine mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern nach Belgien um. Belgien erkennt das Flüchtlingsstatut der Familie allerdings nicht an, sodass sie gezwungen sind, das Land nach einem Jahr wieder zu verlassen. Luxemburg wird zur letzten Hoffnung. Das ist 1999. Nach einem weiteren Jahr in der Ungewissheit, ist es endlich soweit. Luxemburg erkennt die Familie Gashonga als Flüchtlinge an. „Ich war sehr erleichtert. Endlich konnte ich leben, wie alle anderen Menschen auch. Endlich konnte ich Pläne für mein weiteres Leben machen“, resümiert Sandrine die Erfahrungen ihrer Flucht und des Asylverfahrens.

Pläne bedeuten für Sandrine auch Ausbildung. Sie besucht zunächst ein Gymnasium, dann die Universität in Frankreich, wegen der Sprache. Heute arbeitet sie als Verwaltungsassistentin in der Hauptstadt. Der Job macht ihr sichtlich Spaß: „Seit ich arbeite, fühle ich mich zunehmend anerkannt“, sagt Sandrine. Aller-



Drei Generationen: Maria Coimbra dos Santos mit ihrer Tochter Tânia und ihrem drei Monate alten Enkel.
(FOTO: ANOUK ANTONY)

dings will sie demnächst noch luxemburgisch lernen, „weil die Integration letztendlich doch hauptsächlich über die Sprache läuft“.

Der luxemburgische Pass

Doch nicht nur die Landessprache will Sandrine Gashonga lernen. 2006 hat sie ihren Antrag gestellt, um die luxemburgische Nationalität zu erlangen: „Dass ich die luxemburgische Staatsbürgerschaft annehme, ist für mich einfach ein logischer Schritt, nachdem ich als Flüchtling anerkannt wurde“, erklärt die 30-jährige Frau. Unter ihr Leben als Flüchtling möchte sie einen endgültigen Schlussstrich ziehen. Ihr Bruder ist schon am Ziel, er ist vor kurzem eingebürgert worden.

Auch Maria Coimbra dos Santos hat ihr Land verlassen, allerdings aus ganz anderen Gründen.

1980 war die wirtschaftliche Situation in Portugal alles andere als rosig, Arbeit gab es kaum. Frisch verheiratet und mit zwei kleinen Kindern – ein drittes Kind wurde in Luxemburg geboren – war der Neuanfang für die damals 20-jährige in dem fremden Land nicht einfach. Zwar hatte ihr Mann einen Arbeitsplatz im Baugewerbe und auch die Wohnungsfrage war gelöst, doch die Umstellung war problematisch: „Mein größtes Problem war die Sprache. Ich sprach ja weder französisch noch luxemburgisch“, erzählt Maria. Der kleine, ganz alltägliche Rassismus macht das Leben zusätzlich schwer: Beim Metzger etwa drängen sich die luxemburgischen Kundinnen vor, die junge, schüchterne Frau hat das Nachsehen.

Die ersten zwei Jahre fühlt sich Maria allein und isoliert. Außer

ihrer Familie kennt sie fast niemand. Sie hat Heimweh, denkt darüber nach, ob sie nicht nach Portugal zurückkehren soll. Ihr Mann ist dagegen. Heute weiß sie, dass er Recht hatte, denn trotz der Anfangsschwierigkeiten bereut Maria nicht, dass sie ihre Heimat verlassen hat.

„Rückblickend weiß ich nicht, ob ich den Schritt noch einmal wagen würde. Wenn ich noch einmal vor der Entscheidung stehen würde, würde ich auf jeden Fall zuerst Französisch lernen, bevor ich mein Land verlassen würde“, meint Maria Coimbra dos Santos. Obwohl Maria nie Kurse belegt hat, spricht sie heute sehr gut französisch, luxemburgisch kann sie indes nicht. Für Sprachkurse blieb einfach keine Zeit. Neben dem Haushalt und den drei Kindern musste sie aus finanziellen Gründen immer arbeiten. Noch heute arbeitet sie als Putzfrau.

Die zweite Generation

Ihre 27-jährige Tochter Tânia kennt die Erfahrung des Fremdseins nur aus den Erzählungen der Mutter. Ausgrenzung ist für sie ein Fremdwort. Sie ist sechs Monate alt, als die Eltern Portugal verlassen. Tânia wächst also in Luxemburg auf, Sprachprobleme kennt sie nicht. Auch ihre Schulzeit verläuft vollkommen normal. Sie absolviert eine Ausbildung zur Buchhalterin. Mittlerweile hat sie geheiratet und hat zwei Kinder.

Tânia fühlt sich gut integriert, denkt aber trotzdem manchmal über die Möglichkeit nach, wie es wäre, wenn sie nach Portugal zu-

rückkehren würde: „Ich fühle mich sowohl in Luxemburg als auch in Portugal wohl“, da ist sie mit ihrer Mutter einer Meinung.

Pauline Trollé verlässt ihre Heimat täglich. Sie ist Grenzgängerin, wie so viele ihrer Landsleute. Jeden Tag fährt sie mit der Bahn von Thionville nach Luxemburg zur Arbeit. Bei ihrem Jurastudium hatte sie sich auf die Thematik Menschenrechte spezialisiert und suchte anschließend den passenden Job. Im Januar dieses Jahres hat es geklappt. Bei der Ausländerorganisation Asti betreut sie das Projekt Go4Craft. „Dass ich in Luxemburg gelandet bin, war eher Zufall. Ein Bekannter hatte mich auf die Anzeige in der Zeitung aufmerksam gemacht“, erklärt Pauline.

Der Job gefällt ihr und auch mit den Arbeitskollegen kommt sie sehr gut klar. Fremd fühlt sie sich nicht: „Ich bin sehr gut integriert“, meint die 27-jährige Juristin, die zuvor bereits in Afrika und in Südamerika gearbeitet hat. Auch wenn sie eine vergleichbare Arbeit in Frankreich finden würde, möchte sie nicht tauschen. Nur einen Luxemburgisch-Kursus will sie demnächst besuchen, das hilft, meint sie. Überhaupt zeigt sie sich begeistert von der Vielsprachigkeit des Großherzogtums, und auch das relativ problemlose Zusammenleben der vielen Nationalitäten bewertet sie positiv. Ganz nach Luxemburg ziehen möchte Pauline Trollé indes nicht. Als Französin möchte sie am politischen Geschehen in ihrem Land teilnehmen.